

Sonderabdruck aus dem  
Jahrbuch der Literarischen  
Vereinigung Winterthur 1925

Broschüre

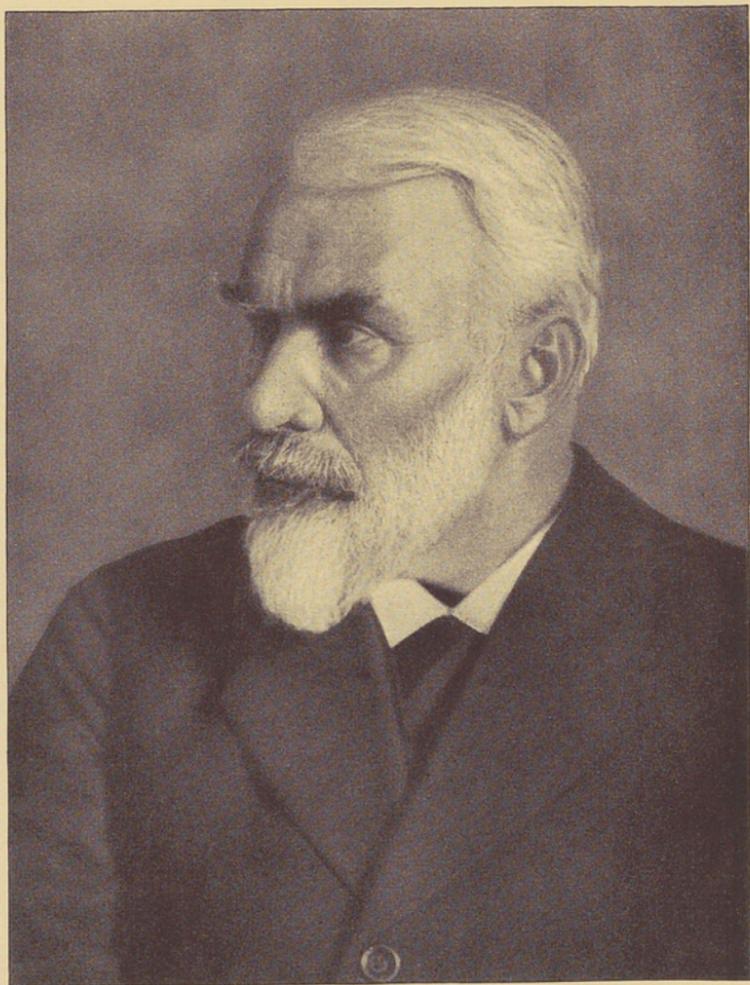
Seiema lieben Vetter Fritz

D. D. V.



Seiema lieben Vetter Fritz

1



Jacob Rosshart

Nekr B 202

# Jakob Bosphart

1862—1924

U

## Jakob Boshart.

Ein Nachruf<sup>1</sup> von Rudolf Hunziker.

Es war am Abend des 19. Februar. Der Zuschauerraum unseres Stadttheaters füllte sich bis auf den letzten Platz; denn der Spielplan hatte Tolstois Drama „Das Licht leuchtet in der Finsternis“ angekündigt mit Alexander Moissi in der Hauptrolle. Unter der Türe begegnete mir ein Freund. „Wissen Sie es schon?“ redete er mich an, „gestern starb Jakob Boshart.“

Die Trauerkunde wurde mir zum eigentlichen Schmerz. Der Gedanke, daß einer der treuesten Hüter unserer vaterländischen Eigenart, vielleicht der wägstreueste Streiter um die ethische Befundung unseres Volkes uns entrissen sei, verfolgte mich während der ganzen Vorstellung. Und als mit dem melancholischen Wohlklang der Stimme Moissis der Gutsbesitzer Nicolai Sarynzew von der Bühne herab seiner philanthropischen Frohbotschaft die Formel prägte: „Nicht nur Kleidung und Nahrung muß man hingeben, sondern sich selbst, darin besteht die ganze Lehre Christi; alle Kraft muß man darauf verwenden, sich völlig hinzugeben“ — da schaute ich im Geist zur Seite dieses Weltverbesserers, den der Russe Tolstoi zum Träger eigener Seelenkämpfe sich geschaffen, einen stillen Zug von Gestalten aus den Erzählungen Jakob Bosharts. An ihrer Spitze stand, von der heiligen Flamme werktätiger Menschenliebe durchglüht, der Fabrikantensohn Reinhart Stapfer, der „Rufer in der Wüste,“ dem im Hinblick auf eine brutale Wirklichkeit Christi Kreuzestod die schwärmerische Mahnung auf die Lippen zwang: „Es genügt nicht, daß sich ein Unschuldiger für alle Schuldigen opfere, das ist barbarisch gedacht! Es muß sich ein jeder selber zum Opfer bringen. So und nicht anders geht es.“ Und den Zug beschloß die tapfere achtundzwanzigjährige Berner Patrizierin, der die

<sup>1</sup> Gesprochen den 28. Mai 1924 an der Generalversammlung der Literarischen Vereinigung Winterthur.

arme, verwahrloste Spetterin an der Ehgrabengasse das liebste ihrer Kinder „auf ein Stück Tage“ anvertraut hatte, und der in froher Hoffnung die Seele schwall über diesen heiß erkämpften Sieg ihrer Fürsorgetätigkeit. „Sie kannte jetzt das Mittel,“ sagt Boshart segnend,<sup>1</sup> „mit sich selber zahlen hieß es. In dieser Stunde ging ihr der Sinn des Opfers und das Glück der Opfernden auf, das Gefühl ihres inneren Reichtums und die Freude, sich wie Gott, wenn auch nur bescheidenlich, auszugeben.“

Doch diese eigenartige Uebereinstimmung in den Gedankensphären Tolstois und Bosharts verdunkelte sich mir mit der fortschreitenden Handlung des Dramas mehr und mehr, und schließlich wurde mir der Gutsbesitzer Sarynzew zum bloßen Doktrinär, der von fernen Höhen theoretische Wahrheiten predigt, aber den letzten, entscheidenden Schritt, seine menschheitbeglückende Ethik zu leben, nicht wagt. Bosharts Alteruisten dagegen ziehen für ihr Handeln in entschlossenem Wagemut die sämtlichen Folgerungen, unbekümmert darum, ob die Unmöglichkeit, das Ziel zu erreichen, ihr steter Weggefährte wird, ob sie schließlich an den eisernen Mauern der bestehenden Verhältnisse oder an der Härte der menschlichen Natur zerschellen.

Freilich, ich will keine schiefen Urteile schmieden. Mit dem Riesenausmaß der welterlösenden Ideen, die Tolstois Werk leuchtend umspannen, läßt sich Bosharts Schaffen nicht in Parallele setzen; der Schweizer besitzt nicht die elementare, in die ewig uferlose Unendlichkeit hinausweisende Gebärde, mit welcher der Slawe die Niederreißung aller Gesellschaftschränken gebietet und das urtümliche Einssein in Gott verkündet. Die Heimstätte, die Jakob Boshart seinen Helden und Duldern bereitete, befindet sich innerhalb der helvetischen Grenzpfähle. Aber in diesem kleinen Reiche herrschen der Geist kluger Ordnung und die nie versagende Willensstärke. Die Einzelschicksale, die Bosharts männliche Gestaltungskraft aus den Wirrnissen

---

<sup>1</sup> In der Novelle „Gebärde und Tat,“ die im Illustrierten Jahrbuch „Die Schweiz“ (1923) erschien.

des Lebens herausmeißelt, sind wie scharf umrissene und zugleich sicher lokalisierte Beispiele oder praktische und zeitlich bestimmte Bestätigungen der Stürme und Gärungen, die durch die Gegenwart brausen. In ihrer Abgegrenztheit und ich möchte sagen alpinen Ausschließlichkeit liegt das Gesunde dieser Menschen: sie wollen nicht bloße Rufer im Streite sein, sie bemühen sich, zu handeln und das große Beispiel zu geben. Wohl kennen auch ihrer einige die ewigen Fragen nach dem Zwecke alles Seins, ja, es gibt unter diesen schwächliche Schwärmer und Ideologen, die an der eigenen Unklarheit, an dem Konflikt zwischen Wollen und Vollbringen zugrunde gehen, aber die Mehrzahl ist stark und ausdauernd, sie findet die Kraft zum sittlichen Widerstand in der eigenen Brust, in der heimatlichen Scholle, mit der ein jeder sich verbunden weiß, sie verliert sich nicht in der kosmischen Weite tiefsinniger Abstraktion, sie sorgt für das Nächstliegende, das zum Dasein unmittelbar Notwendige. Tolstoi ringt nach der Weltenformel, daß er sie wie eine Fackel über den Völkern schwinde; aber sie leuchtet nicht immer hell genug, daß der Einzelne in seiner Not den Pfad erkennen kann; Bosharts Wegweiser dagegen steht hoch und nur wenigen sichtbar an vaterländischer Halde. Doch wer ihn entdeckt und von ihm sich leiten läßt, der besitzt einen steten, sicheren Talisman zum Heil der Seele.

Wenn bei irgendeinem Künstler, so gibt uns bei Boshart das eigene Leben eine Art Schlüssel zu den Problemen, die er in der Dichtung zu meistern suchte. Eine harte, an Entbehrungen reiche Jugend ist sein Angebinde gewesen, und als ihm endlich die Stellung zuteil geworden war, die ihm die volle Auswirkung seiner Kräfte erlaubte, da machte sich mehr und mehr das türkische Leiden spürbar, dem er schließlich erliegen sollte. Und dieses Leiden war nichts anderes als die naturgemäße Folge der einstigen kargen Tage.

So gehört die Frage nach der Vorherbestimmung des Menschen gewissermaßen zu den Gaben, die Boshart in die

Wiege gespendet worden sind; die Unerbittlichkeit alles irdischen Geschehens kann als der Willkommgruß bezeichnet werden, mit dem die Parze sich bei der Geburt dem Knaben nahte. Ist es da nicht verständlich, daß er im ersten Novellenband „Im Nebel“ an diesem Schicksalsproblem mit heißem Bemühen rüttelt. Wo ist Bindung, wo ist Willensfreiheit? Wie weit bin ich für mein Tun und Lassen selbst verantwortlich, wie weit folge ich dem Zwang, dem alle Kreatur unterliegt? Gibt es Wunder, oder ist alle Mystik lediglich eine Erfindung des menschlichen Gehirns, eine Phantasie des Staubgeborenen? „Ich muß, weil ich muß,“ beteuert der gehegte Grenzjäger, und der unglückliche Freund Paul fügt in selbstverständlicher Resignation bei: „Es wird alles kommen, wie es muß.“ In der zweiten Auflage des Bandes nahm Boshart mit den folgenden Worten zu diesen Daseinsrätselfeln Stellung: „Unter den Wolken geht man am Stabe der Freiheit, der ein Glaube ist. Ueber den Wolken herrscht Bindung und unendlicher Zusammenklang.“ Das ist eine schöne und, wenn man will, beruhigende Formulierung, aber keine Lösung. In Wahrheit kam der Bauernsohn Boshart, in dessen Umgebung der Aberglaube zum geistigen Grundbesitz zählte, nie völlig über diesen Zwiespalt hinaus, das Bekenntnis des weisen Nathan „Kein Mensch muß müssen“ wurde nie das seinige. Wenn wir auch aus den späteren Erzählungen ab und zu den Eindruck erhalten, Boshart wolle die fanatische innere Nötigung, einem äußeren Zwang sich zu fügen, mehr und mehr ins Gebiet des Unzurechnungsfähigen, des Krankhaften, des nicht Normalen verlegen, sein Herz hörte nie auf, für die Träumer und die Idealisten zu schlagen, die am Leben scheitern, und er war weit davon entfernt, sich mit dem nüchternen, den nackten Rationalismus vertretenden Mediziner zu identifizieren, der den „Friedensapostel“ Werner Gütikofler warnt: „Sie haben ja alles Augenmaß für das Wirkliche und Mögliche verloren.“ Ja, die Ahnung und das Bewußtsein des Visionären und übernatürlicher Mächte lockten ihn immer wieder, den Schleier zu lüften, in die düstern

Gründe der von einem gütigen Geschick verhüllten Geheimnisse unterzutauchen. So hat er in der Novelle „Der Böse“ dem Phänomen des Dämonischen mit der Gestalt des fremden Schmiedegesellen, dem das „Haar wie ein Brand um den Kopf ging,“ und den bei der Arbeit die Funken „wie eine rote Wolke“ umflogen, eine beinahe sieghaft sprühende Gewalt zuerkannt. Immer seltener, aber mit desto intensiverer Leuchtkraft erhellen solch unheimliche Blitze auf Augenblicke die verborgenen Tiefen der realen Wirklichkeit, die Boshart mit ihrer überbordenden Fülle von Stoffen und Aufgaben unentwegt und grundsätzlich in ihrem Bann hielt.

Es ist, als ob die Härte und die Unbarmherzigkeit, mit denen das Leben den Menschen Boshart bedachte, in der Zähigkeit, mit der der Schriftsteller hin und wieder grausame Ereignisse und Handlungen schildert, eine Art Reaktion, ein Widerspiel gefunden haben. Freilich bleibt Boshart nicht bei der Feststellung harter, bestialischer Tatsachen stehen. Er weiß, daß die stete Mischung von erbarmender Liebe und triebhafter Sinnlichkeit unser irdisches Angebinde ist, und er hat in der nachdenklichen Geschichte „Wie einem jungen Nimrod die Jagdlust verging“ für diesen unseligen, den Weidmann ganz besonders kennzeichnenden Dualismus die anklagenden Worte geprägt: „Die Jäger sind merkwürdige Leute, sie lieben die Tiere fast mehr als die Menschen, aber sie lieben etwas noch leidenschaftlicher, die Aufregung der Jagd, das Spiel mit dem Tod, das ihnen selbst die Grausamkeit zur Lust macht.“ Wie jedem wahren Volkserzieher schwebt Boshart die Ueberwindung aller rohen Gebundenheit, die Erhebung zur sittlichen Freiheit als letztes Ziel vor, und er wird zum nimmermüden Anwalt der Kinder und der Tiere. Aber in der Darstellung der Begebenheiten schenkt er uns keine noch so brutale Einzelheit. Schrecklich martern die durch die Viehseuche und den Hunger zur Verzweiflung gekehrten Ormunter Bergannis „Stern,“ die einzig gesund gebliebene Kuh der abgelegenen Talschaft, und zum

nämlichen Todesprung über die Felsen hinaus wird unter den Streichen der wie wahnsinnig Wütenden der arme Doktor gezwungen, in dem sie den Urheber all ihres Unheils sehen. Ob wir uns schauernd abwenden, der Dichter will, daß wir die teuflische Blendung des zappelnden Schwälbchens mitansehen, und im „Pasquill“ müssen wir Zeugen sein, wie ein entmenschter Lehrer nur darum, weil die eigene Schande gleich einem giftigen Stachel in ihm bohrt, dem brävsten und aufrichtigsten seiner Schüler, an dem „keine Falschheit und nichts Krummgebogenes“ war, in der Klasse den Todesstreich versetzt.

Die in unschuldiger Lieblichkeit aufwachsende Jugendkönigin, die jüngste Tochter des Lorenbauers, entgeht nur durch freiwilliges Sterben der freudlos-elenden Zukunft, zu der sie der gewinnstüchtige Vater vergewaltigen will. Jetzt kann ihr die neumodische Windmaschine nichts mehr antun, der sie die Blüte und die frohe Gesundheit ihres jungen Seins hätte opfern sollen. Sie und ihre Leidenschaftswester aus dem Hundertseelenhaus, die gelähmte weißblonde Trude, die der rohe Säufer, den sie Vater nennt, mit Schlägen traktiert, wenn sie nicht den ganzen Tag an ihrer Strickmaschine sitzt, führen uns ungesucht zu einem weiteren Grundpfeiler der Epik Jakob Bosharts. Ich denke nicht an die Frage des Industrialismus, der Mechanisierung der Arbeit, an die *auri sacra fames*, die unersättliche Gier nach dem Mammon; denn über sie fällt er schon im ersten Bande das entscheidende Urteil: „Aus Gold soll man keinen Kompaß für das Leben schmieden; der Mensch wird nicht gut, der Mensch wird nicht froh vom Golde.“ Ich denke vielmehr an den Konflikt Natur und Zivilisation oder Vergangenheit und Neuzeit, an die oft unüberbrückbaren Gegensätze, die jeder historischen Entwicklung immanent sind. Denn der Fortschritt hat ein Janusantlitz, er bedeutet nicht nur die Erwerbung und den Vorzug neuer Güter, er heißt zugleich Vergewaltigung und Treulosigkeit. Aus der Weltgeschichte vernehmen wir solche Weisen wieder und wieder in ehernen Mollakkorden. Die römische

Sage hat ihre einseitige Lehre zum Prinzip erhoben: Aeneas ist vom Schicksal a priori befugt, die Bewohner Italiens, die ihm nichts zuleide getan, zu knechten und zu vertreiben; was Wunder, daß wir die Taten Caesars in Frankreich nur vom Standpunkte des römischen Feldherrn aus betrachten dürfen, der die Unabhängigkeit der Gallier selbstbewußt im Namen der Gerechtigkeit und der freundnachbarlichen Gesinnung zermalmte. Wer aus der zeitlichen Vogelperspektive urteilt, ist in der Tat leicht geneigt, der rücksichtslosen Verhöhnung der Tradition den Freibrief zu erteilen, sobald er sich sagen kann, die Entwicklung sei auf irgendeine Weise zum Vorteil der Gesamtheit ausgefallen. Und es scheint bisweilen, als habe die Geschichte ihren besonderen Sittenkodex, der vor allem das Recht des Stärkern zu verherrlichen geruhe. Die momentane Not des Einzelnen, die Tränen der Ueberfallenen und um ihr Glück Geprellten, das namenlose Weh der Verstoßenen, in ihrer Ehre, ihren heiligsten Gefühlen Mißhandelten, mit einem Wort: das rein menschliche Empfinden, spielen keine Rolle, wenn die Zukunft die historische Sanktion in Aussicht stellt.

Jakob Boshart hat drei Novellen in den Dienst dieses Gedanktenkomplexes gestellt: „Heimat,“ „Altwinkel,“ „Der Richter.“ Sie enthalten die nämliche Grundidee: die Entwicklung ist etwas Naturnotwendiges, ein ewig sich erfüllendes Gesetz, den Sterblichen gewissermaßen vorbestimmt. Das wirksamste, unfehlbare Leitmotiv der Menschheit heißt πάντα βεῖ, die stete Wandlung. Darum handelt der im letzten Grunde vernunftwidrig, der lediglich in den der Erstarrung anheimgefallenen Bedingungen einer verklungenen Epoche das Heil erblickt, der das selbstverständliche, nüchterne Faktieren mit aktuellen Mächten als Verrat, als Sünde an sich und seinen Vorfahren betrachtet und jedem Fortschritt hartnäckig und grundsätzlich in die Speichen fällt. Er gräbt zwecklos sich selbst das Grab und geht der Allgemeinheit verloren. So flutet der neue Stausee in unbarmherziger Folgerichtigkeit nicht nur über den einstigen Hof des

Tobelbauern Hans Schollenberger hinweg, sondern zugleich über die Seelennot, die dieser darin zur stillen Ruhe gebettet. Und die Unfähigkeit, eine neue Zeit zu verstehen, das krankhafte sich Festklammern an der Heiligkeit und Unantastbarkeit früherer Zustände bringt das völlig harmlose Gemüt Hans Ulrich Winklers derart in Verwirrung, daß er den Glauben an die göttliche und irdische Gerechtigkeit gänzlich verliert, zur Selbsthilfe sich entschließt und auf das Ende seines langen Lebens, das die Rechtschaffenheit und die Güte gewesen, in die Zuchthauszelle transportiert werden muß.

Man fühlt, wie schwer es dem Bauernsohn Boshart wurde, solch naive Menschen ins Unrecht zu setzen. Die Feder, die ihr Schicksal schrieb, hat er ins eigene Herzblut getaucht, während er um den Staat, den Ueberwinder des Individuums im Namen des Rechtes, den eisigen Wind unpersönlicher, zwangsläufiger Härte wehen läßt. Jeremias Gotthelf, mit dem Boshart in bezug auf Echtheit und Wurzelhaftigkeit der Anschauungen und Empfindungen in einem Atemzug genannt werden darf, hätte unerschrocken und mit dem ganzen Feuer seiner impulsiven Stoßkraft für die Erhaltung der Persönlichkeit und der individuellen Ideale plädiert und mit Ausfällen gegen den ihm verhassten Rechtsstaat nicht geklagt; der an der grundsätzlichen Demokratie Gottfried Kellers und an der genial-affektlosen Sachlichkeit Guy de Maupassants geschulte Erzieher Jakob Boshart dagegen hält es für seine Pflicht, auf die Notwendigkeit hinzuweisen, daß der Einzelne wenigstens äußerlich seine Sehnsucht nach dem verlorenen Jugendparadiese mit den Möglichkeiten, die im Bestehenden liegen, mit den Forderungen der Zeit in Einklang bringe. Freilich, den Schleier der Unwiederbringliches beklagenden Wehmut wird die Sonne einer gesegneten Gegenwart und Zukunft nie völlig zu durchbrechen vermögen. Wie Goethe im „Götz von Berlichingen“ den Leser nicht im Zweifel läßt, daß sein Herz dem souveränen Menschentum seines Helden gehört, der vor dem Tribunal neuer Staats- und Kulturformen schuldig

geworden ist, so wohnt den Worten, mit denen der Advokat Kefler in der „Barettklitochter“ die Geschichte vom Untergang des selbstherrlichen Bern einleitet, ein tieferer, schicksalhafter Sinn inne: „Mir ist, ich stehe wieder mitten in jenen bewegten Tagen, wo im Zusammenbruch einer alten Stadt zugleich soviel Lebensglück vernichtet und soviel Lebensglück gesät wurde.“

Sichtlich leichter fiel es Boshart in der Novelle „Der Richter,“ den Schuldigen der Bestrafung auszuliefern, aber es ist wohl kein Zufall, daß hier mitunter der Eindruck des Konstruierten entsteht. Der Ammann von Kaltenbach wollte, um der Beglückter seiner Heimat zu werden, dem gemächlich auf sie zuschreitenden Fortschritt vorgreifen und dessen Segen in sündhafter Selbstüberhebung mit einem gewaltsamen Ruck herbeiführen. So wird er der Brandstifter des Dorfes; aber der Umstand, daß ein Menschenleben den Flammen zum Opfer fällt, schlägt seinen ganzen Siegerwillen jäh zu Boden, und er stellt sich dem Gerichte. Gewiß liegt auch in diesem Schicksal, dessen Träger ein maßloser Ehrgeiz nicht im eigenen, sondern im Interesse seiner Gemeinde dunkle, zerrissene Pfade peitscht, eine Tragik, aber eine solche Tragik grenzt hart an das Gebiet, wo Frevel und bloßes Verbrechen heimisch sind. Sicherlich ist der Mensch zum Handeln geboren, und wer wie der seltsame Enzio im Haus Avera im faltenlosen Gewand des einsamen Brahmanen die beschauliche Teilnahmslosigkeit, die widerstandslose Versunkenheit, die Vermeidung des Leidens und die völlige Abkehr von der Welt für den Sinn des Daseins hält, der verkennet das Wesen und die Gottgewolltheit irdischer Entwicklung nicht minder als derjenige, der um ihretwillen das Sittengesetz ruchlos über den Haufen wirft. Es gilt vielmehr, dem Wandel der Dinge in kluger Selbstlosigkeit die Kräfte zu weihen, die alten Götter nicht mit besleckter Hand vom Throne zu stoßen, sondern die Lanzen, die zur Eroberung neuen Landes bestimmt sind, auch von ihnen segnen zu lassen. So nur kann die Tragik dieses Konfliktes überwunden, kann erreicht werden, daß

der Fortschritt, die Umgestaltung, die Neuzeit dem Menschen letzten Endes nicht als Feind, sondern als gütiger Freund gegenübertritt. Der Ausklang des „Rufers in der Wüste“ gibt das Symbol. Nach einem heißen, werktätigen, aber meist vergeblichen Ringen um menschenwürdige, friedliche Früchte der mit brutalem Fanatismus gepredigten parteipolitischen Lehren kehrt Reinhart Stapfer todeswund in den alten Bauernsitz der Familie zurück, und in dem Augenblick, da er entschlummerte, „kündete sich Adelheids Stunde und eine neue Generation auf dem Gölsterhof an.“ Der Tod ist verschlungen in den Sieg, und es dämmt eine Zukunft, der nicht schon in der Wiege der Fluch der Vergangenheit die Schwingen gelähmt hat.

Aber warum ist die Erde so hart und grausam? Warum tanzen Haß und Rache Tag um Tag auf ihr den wilden Reigen? Das hat der Mensch verschuldet: das Blut, das er freventlich vergoß, weckte die Tränen der Tiefe; und als die Erde sich ausgeweint, wollte der Weltenherr, daß sie von nun an taub sei gegen alle Greuel, daß sie nicht mehr mit den Sterblichen fühle. Denn „müßte sie jeden Blutstropfen, der auf sie niederfällt, mitempfinden, sie fände des Weinens kein Ende.“ In dieser orientalischen Sage vom „versteinerten Wald“ hat Boshart mit tiefsinniger Symbolik in das Rätsel des irdischen Seins hineingeleuchtet, um des Staubgebornen Sehnsucht nach der reinen Ferne, nach der Erlösung von dem schweren Bann zu deuten und die eiserne Notwendigkeit des steten Kampfes mit dem Bösen, das aller Kreatur Erbeil ist.

Immer höher ringt sich der Dichter in dieses selige Land empor, immer mehr fallen ihm die Schuppen von den Augen. Leicht ist ihm der Aufstieg nicht geworden, und es klingt fast wie ein persönliches Geständnis, wenn er von seinem Professor Wendelin sagt: „Wer unter Bauern in den armseligsten Verhältnissen aufgewachsen ist, erwirbt den Begriff Edelmut erst spät; es kostet ihn Mühe, an die völlige Uneigennützigkeit einer Handlung zu glauben, wenn sie ihm in einer ganz fremden Person

entgegentritt." Doch die Erkenntnis, daß wir nicht Einzelne, sondern Glieder eines Ganzen sind, daß jeder diesem Ganzen irgendwie für seine Kraft verantwortlich, daß „er eines andern Hand ist und kein Recht hat, sich ihm zu entziehen," bricht sich in stets größerer Klarheit Bahn und wird schließlich zum eigentlichen Ferment von Bosharts Weltanschauung. Ihre höchste Weisheit erfahren wir aus dem Munde der Unglücklichen und der Armen im Geiste. Der durch den verhängnisvollen Schuß seines Sohnes geblendete Galbi prägt sie in den einen Satz: „Nicht das, was wir uns selber tun, macht unser Glück, sondern das, was wir andern darbringen," und als der Knecht Kilian Kramer, der nie ein Hexenmeister gewesen, seinem von der Not heimgesuchten Meister all sein Erspartes, in das er seit Jahren die eigenen Zukunftshoffnungen und Zukunftsträume sorglich und treu gewickelt, endlich hat aufdringen können, spricht er, aufatmend und sich den Schweiß von der Stirne wischend, das rührend einfache Wort: „Hätt nicht gedacht, daß es so hart mit ihm ginge; da muß man klug sein."

Und dieser Ueberwindung des Ich, dieser treuen Mühewaltung im Dienste der Mitmenschen sind nicht bestimmte Weiestunden reserviert, allzeit und ohne Unterbruch muß sie sich bewähren, wenn sie echt und wahr zu heißen verdient. Darum empfindet in der Novelle „Besinnung" die vierundsiebzigjährige Annemarie, die nach einer geschlossenen Kette von Werktagen den Rest ihres Lebens „auf Sonntag einstellen" will, dieses andächtige Ausruhen in kurzer Zeit als einen Verrat an sich selbst und ihrer irdischen Bestimmung, und nur die unermüdliche Pflege der plötzlich erkrankten Enkelin, die den Ihrigen wie ein Wunder erschien, vermag ihr ein seliges Sterben zu schaffen. Durch das Läuterungsbad, welches das Leben ihm bereitete, wurde aus dem ungeschlachteten, gewalttätigen Christoph, der ausgezogen war, den Stärkeren zu suchen, ein edler Lütthelf, ein Trost der Bekümmerten und ein Wohltäter der Kranken; und der Richter Dämigh ist uns ein Zeuge, daß nur, wer das Kleid der Gerech-

tigkeit abgelegt und dem Erbarmen in seinem Herzen einen Thron errichtet hat, den Ehrennamen des Menschen zu tragen verdient. „Man tut nie größeres Unrecht, als wenn man auf sein Recht pocht,“ bekennt der Großvater vom Goltzerhof auf seinem Sterbelager, und im Verlauf der unseligen Liebesgeschichte „Durch Schmerzen empor“ prägt der Erzähler das Motto: „Wenn Eifersucht und Leidenschaft einen Weg suchen, so ist zu wetten, daß sie ihn verfehlen.“ Denn Bosharts Credo lautet, daß Feindschaft, Rache und die Einstellung auf sich selbst jeden, der ihnen huldigt, hindern, sehend zu werden und seine Sendung zu erfüllen.

„Wenn man Haß begräbt, wächst Liebe aus dem Grab!“ Klingt nicht dieser schlichte, erlösende Ausspruch der Eichoree wie das volle, gefättigte Echo der Lebensparole, die sich je und je die mutigen Kämpfer um die ethischen Güter der Menschheit auf den Schild geschrieben? „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da,“ läßt der Hellene Sophokles der despotischen Willkür gegenüber seine Antigone bekennen, und der Apostel Paulus schreibt an die Korinther: „Und wenn ich alle mein Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte die Liebe nicht, es wäre mir nichts nütze.“

Wer gegen den heiligen Geist der Liebe frevelt, der zerplückt mit roher Hand die Blume des Daseins, und für ihn gibt es keine Hülfe. Wir spüren die unendliche Qual, mit der in der Novelle „Maifrost“ Frau Fröhlicher wie eine arme Büsserin sich diese Wahrheit eingesteht: „Für den, der die Liebe mißhandelt hat, bleibt nur eines: Tragen bis ans Ende.“ Denn die Natur hat den Sterblichen im Weibe das köstlichste Gefäß dieser Liebe gespendet. Wessen ist nicht eine Mutter fähig? Sie vermag in Blasi Reimann, dem Helden der Erzählung „Ein Erbteil,“ das Blut des verbrecherischen Vaters zu zwingen, der auf dem Schaffott sein verfehltes Dasein endigte; selbst das schwach sinnige Dödeli gehorcht schließlich dem Muttertriebe, der animalisch in ihr zur Auswirkung kommt. Auch wenn sie brutal mißhandelt und mit Füßen getreten wird, geht die Mutter

heroisch und mit stiller Treue den Weg der Selbstenäußerung; so vergilt die alte Salome all die bittere Kränkung, die ihr zuteil geworden, dadurch, daß sie mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte den Enkel vor dem Flammentod bewahrt. Der schönste Kranz aber gebührt der von Iſa, der Jesusgestalt der Beduinen, geleiteten Mutter, die, unbekümmert um die eigene Lebenswage, alle Not und die schwerste Mühsal auf sich nimmt, um den verkommenen Sohn vor ewiger Verdammnis zu retten; in ihr schauen wir das unvergängliche Urbild reinsten Muttertreue bis in den Tod.

Von dieser „Erhöhung durch die Güte,“ wie Reinhart Stapfer die erlösende Menschenliebe nennt, sind aber nicht nur die harten Herzen ausgeschlossen; kein Sterblicher erwirbt sie, er sei denn durch Leiden gegangen. Wie die Liebe zum Kinde der Mutter, die es in Schmerzen zur Welt gebracht, von der allzeit sich selbst erneuernden Natur zum süßen Lohn gegeben ist, so kann der Sterbliche nur durch Schmerzen dieser heiligen Flamme teilhaftig werden; sie ist die Frucht der Entsagung und des Duldens, sie krönt einzig den, der sich selbst verleugnet und zum Opfer bringt. Oft tritt die Läuterung erst dann ein, wenn es nach alltäglicher Wertung zu spät ist. Aber es gibt hier letzten Endes kein Zuspät. Das erfahren in der traurigen Geschichte „Ausgedient“ der Milchhändler Kläui und sein Weib, „die beiden verhärteten Menschen,“ die an der Bahre ihres im Rheinsfall ertrunkenen Söhnleins „die erste weihervolle Stunde ihres Daseins“ erleben. Das bekunden die Schlussskizze der Erzählung „Nimrod,“ die ein Gegenstück oder ein Vorläufer des „Rufers in der Wüste“ genannt werden kann: der vom Schmerz um den Tod ihres Huldreich überwältigten Cäcilie Lindner schleudert die entsetzliche Brandung des Weltkriegs die tröstende Erkenntnis an den einsamen Strand, daß „unsere Erde ein einziger Opferstein ist,“ auf dem wir Sterbliche die Rolle „der Opfer oder der Opfernden“ spielen, daß es aber nur eine Opferung gibt, „die vor dem Gewissen standhält, die selbstlose Hingabe an

andere." Wer in ihrem Zeichen, und wäre es an niedrigster Stelle, zu wirken berufen ist, der wird „zu einem Teilchen der göttlichen Kraft, die das Größte im Laufe der Zeiten vollbringt."

In dieser Grundlehre Bosharts liegt zugleich freudige, zielsichere Lebensbejahung. So Schweres er seine Menschen durchkosten läßt, so hart und unerbittlich er mit ihnen verfährt, sie sollen der Gesellschaft nicht geraubt, sondern ihr geläutert wiedergewonnen werden. Ihr Schicksal kommt der Gesamtheit zugute, aus ihren Schmerzen werden die Anker geschmiedet für viele, die zu versinken drohen, und wenn ihr Leib unter der Last zusammenbricht, so finden ihre Ideen neue, kräftiger gebaute Träger und pflanzen sich in folgerichtiger Entwicklung fort. Denn das ist das Wesen des Guten, daß es die Generationen überdauert und, während das Böse an sich selbst erstickt, unentwegt neue Wege sucht, die zum Siege führen.

Diese Probleme, die ich aus dem Oeuvre Jakob Bosharts herauszuschälen versuchte, und die sich mit Leichtigkeit vermehren ließen, bezeugen, daß sein Schaffen in hervorragender Weise intellektuell und ethisch orientiert ist, und Sie haben vielleicht den Eindruck erhalten, das Problem sei jeweilen das Primäre, und die dichterische Gestaltung komme erst in zweiter Linie. Dem ist keineswegs so. Wohl eignet Boshart eine gewisse Herbeheit, eine echt schweizerische, bedächtige Ernsthaftigkeit, und in wenigen Novellen, wie in dem bereits erwähnten „Richter" oder in „Nimrod," mag dadurch, daß der architektonische Aufriß durchzuschimmern scheint, dem Gebäude hin und wieder etwas Konstruiertes, vielleicht Gequältes anhaften; daneben aber verfügt er über eine künstlerische Kraft, die mit dem Besten, was unsere heimische Literatur hervorgebracht, den Vergleich aushält. Bisweilen gelangen ihm Würfe von einer quellenden poetischen Intuition, ich brauche nur an Juwelen wie „Wenns lenzt" und „Der Festbauer" zu erinnern, die von einem uneingeschränkte Bewunderung erweckenden und zugleich bis ins tiefste erwärmenden Glanz umspinnen sind. Zu ihrem Ruhm muß noch besonders

hervorgehoben werden, daß der Dichter hier froh beschwingtes Liebesglück und unerbittliche Vernichtung blühenden Jugendlebens mit alten ländlichen Bräuchen sinnvoll umrankt. Das kündigt wurzelechtes Schweizertum, treuestes, dankbares Verankertsein in der Scholle der Heimat. Und dem mit einer ungewöhnlichen Gabe der Beobachtung und der psychischen Ergründung bedachten Schilderer, der wußte, daß „alles Große aus dem Boden des Vaterlandes stammt,“ erschloß sich der seelische Zusammenhang zwischen Natur und Menschenschicksal mit einer prägnanten pantheistischen Selbstverständlichkeit. Das „Bergdorf“ erhebt sich über den eigentlichen Stoffkreis zu einem Hohenlied der gewaltigen Hochgebirgswelt; und die Art, wie Boshart in der farbensatten „Barettlitochter“ die Zeitereignisse in die Handlung hineinragen läßt und das Ganze mit einer Rahmenerzählung bedeutungsvoll umspannt, verrät technische Meisterschaft. Auch in den Novellen „Die beiden Russen“ und „Schaniggel“ bildet das grauenhafte Kriegsgeschehen der geschilderten Tage, die Rückkehr der großen Armee aus Rußland und der deutsch-französische Krieg, den groß geschauten, unbarmherzigen Hintergrund, aus dem die rührenden Episoden menschlicher Treue versöhnend herauswachsen.

In seinem Roman „Der Rufer in der Wüste“ hat Boshart einen unendlich reichen Vorwurf mit klarer Uebersichtlichkeit gerundet und eingeteilt; doch scheinen mir auch die scharf gezeichneten Bilder dieses groß angelegten Werkes darauf hinzuweisen, daß die Domäne, wo er mit völlig souveräner Gebärde sich bewegt, die Novelle ist. Dabei beherrschte ihn mehr und mehr der Wille, sich gänzlich auf das Wesentliche zu beschränken, auf das, was die Handlung beeinflusst und die Charaktere erhellt, und jeglichem Beiwerk die Türe zu weisen. Das ist ihm in der historischen Erzählung „Schweizer“ restlos gelungen; sie weist eine dramatische Spannung und eine vollendete technisch-psychische Geschlossenheit auf, wie wir sie seit den Tagen Conrad Ferdinand Meyers nicht mehr erlebten.

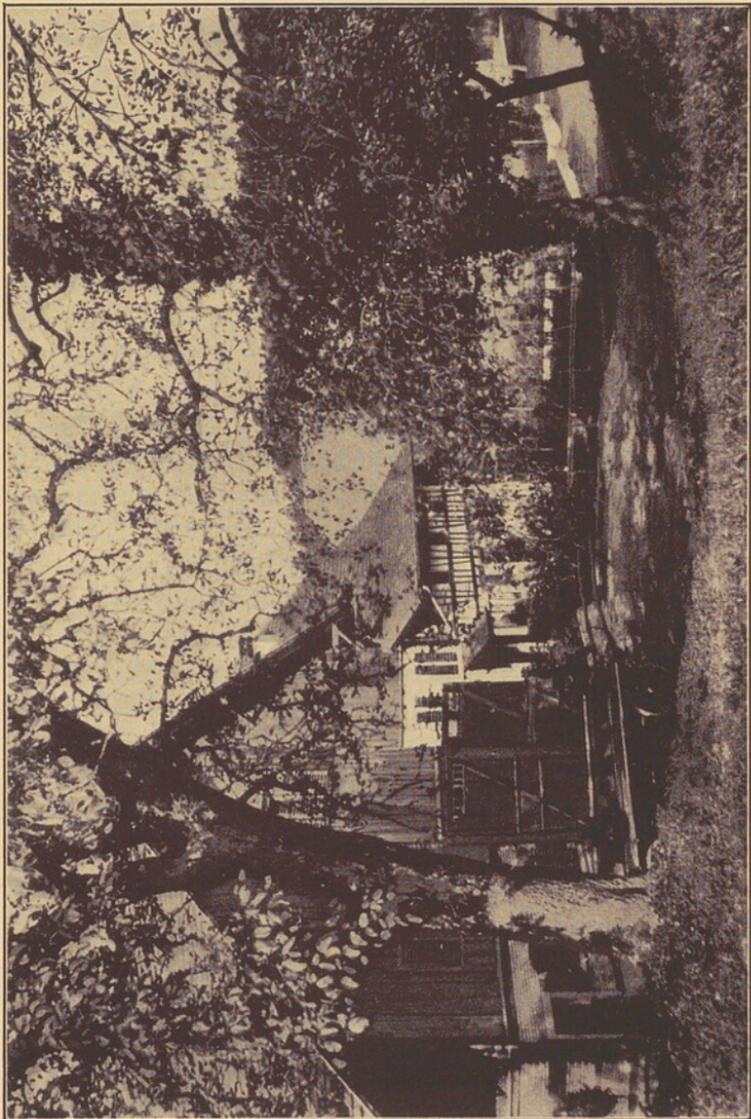
Von vornehmerm, bildhaftem Schliß und treffsicherer Knappheit ist Bosharts Sprache, und es kostet mich Ueberwindung, nicht ein paar Kostbarkeiten vor Ihnen auszubreiten oder einige Sentenzen dem Zusammenhange zu entheben und in ihrem eigenen Lichte funkeln zu lassen. Edelsteine besonderer Art birgt der Band „Träume der Wüste.“ Hier hat Bosharts Muse die Form mit besonderem Spruch gesegnet und über die Diktion den berausenden Duft fremdländischer Blüten verschwenderisch ausgegossen. Die allernächste Zeit soll Bosharts Lyrik in einem eigenen Bande vereinigen.<sup>1</sup> Dann erst wird der satte Akkord, der dieses Oeuvre kennzeichnet, all seine Töne besitzen, und wir werden ihm in der Geschichte unserer Literatur in gerechter Würdigung den Ehrenplatz anweisen können, der ihm bestimmt ist.



Es ist uns eine wehmütige Freude, daß der Hof Stürzikon, der Jakob Boshart ins Leben treten sah, und der binnen kurzem seine Asche betreuen wird,<sup>2</sup> an die Marken des heutigen Winterthur stößt. So dürfen wir den Dichter mit besonderer Betonung ein wenig den unsrigen nennen. Sein Bild hängt, mit eighändiger Widmung versehen, im Vorstandszimmer unserer Literarischen Vereinigung, und uns erfüllt ein berechtigter Stolz, daß er zweimal Beiträge in unsere Jahrbücher spendete. In einer „Jugenderinnerung“ erzählt er mit liebenswürdiger Sachlichkeit von den Beziehungen des Knaben zu unserer Stadt, und das Lebensbild Bundesrat Forrers, seines Schwiegervaters, ist ein Kabinettstück feinsten biographischer Kunst, das die Persönlichkeit im Kern erfaßt und auch für spätere, vielleicht mehr Tatsachen vermittelnde Arbeiten über Forrer grundlegend sein wird.

<sup>1</sup> Die „Gedichte“ Bosharts sind inzwischen (auf Weihnachten 1924) erschienen.

<sup>2</sup> An aussichtfroher Wiesenhalde hinter dem Gehöfte bezeichnet heute eine von schlichter Buchenhecke umfriedete Linde, an deren Stamm sich eine ländliche Ruhebänk lehnt, den Ort, wo des Dichters Asche am 13. Juli 1924 beigelegt wurde.



Jacob Boßharts Geburtshaus in Stürzifon.

Mir persönlich hat Jakob Boshart ab und zu über seine Winterthurer Reminiszenzen geschrieben, und ich möchte Ihnen in diesem Zusammenhang zwei Stellen aus seinen Briefen vorlesen, die auch darum von Interesse sind, weil in ihnen mitunter etwas aufblitzt, was wir in seinen Werken nirgends treffen, Anflüge von Humor. Denn wiewohl diesem das geschlossene Ethos des Schriftstellers den Zutritt verwehrte, Boshart besaß ein feines Gefühl für humoristisch wirkende Situationen und Erlebnisse. Man braucht lediglich die allerliebste Schilderung zu lesen, die er in der Biographie Forrers der eigenen Brautwerbung widmete, um zu wissen, daß ihm nicht wie Conrad Ferdinand Meyer das Komische „einen bitteren Geschmack hinterließ.“

Ich hatte Boshart mein Neujahrsblatt über den unglücklichen Stadtbibliothekar Charles Biedermann nach Clavadel geschickt, und er antwortete mir am 10. September 1917: „Für mich war die Lektüre um so ergreifender, da ich einst mit Charles Biedermann täglich verkehrt habe, ohne natürlich eine Ahnung von dem tragischen Konflikt zu haben, der sich in seinem nur zu sorglich verschlossenen Innern abspielte. Es war im Sommer 1889; ich erteilte am Technikum als Vikar ein paar Englischstunden und bereitete daneben eine Ausgabe von Georg Binders ‚Acolast‘ vor.<sup>1</sup> Die nötigen alten Drucke hatte mir die Stadtbibliothek in Zürich auf der Winterthurer Museumsbibliothek zur Verfügung gestellt, und so wurde ich in dieser etwa fünf Wochen lang ein beständiger Gast, der einzige an einem langen, ich glaube grünen Tisch. Der alte Geisfus<sup>2</sup> kam

<sup>1</sup> Gemeint ist die 1535 erstmalig erschienene deutsche Umdichtung des von dem Holländer Wilhelm Snaphaeus verfaßten lateinischen Schauspiels „Acolastus“ durch den zürcherischen Schuldramatiker Georg Binder. Boshart hat das Stück, das die Geschichte des verlorenen Sohns behandelt, im ersten Band (1890) der von Jakob Baechtold herausgegebenen „Schweizerischen Schauspiele des sechzehnten Jahrhunderts“ bearbeitet.

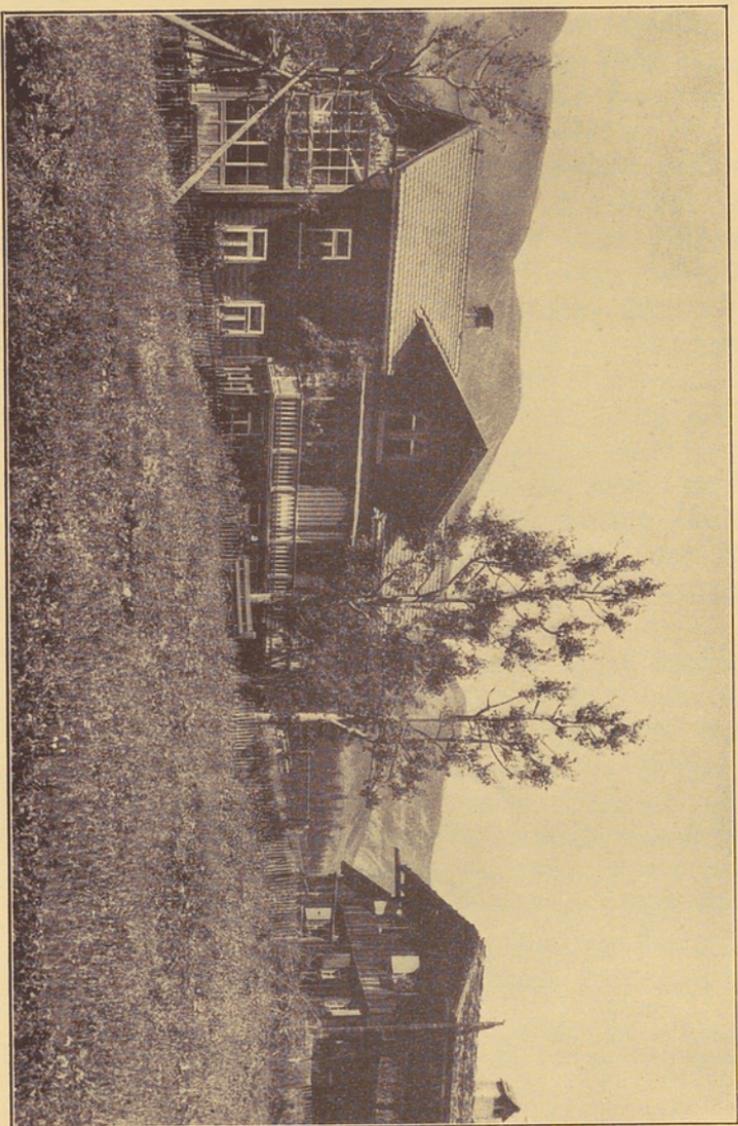
<sup>2</sup> Altrector Georg Geisfus, der damalige Präsident des Bibliothekkonventes, gestorben am 18. Februar 1891.

jeden Nachmittag in den Saal und schlurfte wie ein guter Hausgeist an den Büchergestellten hin und fast jedesmal zu dem jungen Doktor am langen Tisch. Viel reger waren die Beziehungen zu Charles Biedermann, und während Geilfus seinen Zweck bei mir erreicht sah, wenn er mir eine Prife abgegeben und mich zum Niesen gereizt hatte, ließ sich der junge Bibliothekar gerne in ein Gespräch oder Geplauder ein. Nach getaner Arbeit machten wir häufig einen gemeinsamen Spaziergang, in der Regel jeden zweiten Tag. Die andern Abende waren Streifereien mit Professor Meli<sup>1</sup> gewidmet. Biedermann führte mich mit Vorliebe in den Eschenberg, dessen Wege und Pfade er genau kannte. Wir sprachen meistens über französische Literatur, über deutsche, soviel ich mich erinnere, nie. Er war schon damals etwas leidend, klagte über Kopfschmerzen und über ein Darmleiden, das nicht eben gefährlich, aber jedenfalls recht lästig war. Im ganzen hatte er etwas hypochondrisches. Er wußte, daß ich ein paar Artikel im ‚Landboten‘ veröffentlicht hatte, und daß mich Gottlieb Ziegler, in dessen Haus ich verkehrte, in die Redaktion seines Blattes hineinziehen wollte; von seinen eigenen ‚Landboten‘-Erlebnissen hat er aber nie mit mir gesprochen."

Und als ich Boshart fast drei Jahre später ersuchte, für das Jahrbuch 1921 von seinen Winterthurer Erinnerungen zu erzählen, da lautete sein vom 18. April 1920 datierter Bescheid folgendermaßen: „Ob ich Ihnen für den nächsten Jahrgang etwas schicken kann, ist mir fraglich. Ich hatte in meiner Jugend Beziehungen verschiedener Art zu Winterthur, besonders mit den westlichen Außenquartieren des jetzigen Großwinterthur. Der Hof, auf dem ich aufwuchs, Stürzikon, grenzt direkt an den nunmehrigen Stadtbann, wenn er auch zum Bezirk Bülach gehört. Die ‚Hackbenne,‘ ein Stück Land, das wegen seiner

---

<sup>1</sup> Der Bergamasker Giovanni Meli war von 1877 bis zu seinem Tode im November 1895 Professor des Französischen und des Italienischen am Technikum.



Jacob Bogharts Sterbehans in Elandel.

Unfruchtbarkeit in der Gegend sprichwörtlich war, ist jetzt Stadtboden, und ich werde sie, wenn ich wieder einmal dorthin komme, mit der nötigen Ehrerbietung ansehen und ihr für früheren Spott Abbitte tun. In Hohwülflingen habe ich ein paarmal mit Kameraden nach Schätzen gewühlt und in dem nahen Kied die Froschfänger und -mörder geärgert. In Töß trat ich als Händler auf. Wie manche ‚Jaine‘ voll Kirschen habe ich dort mit der Mutter oder mit einem der Geschwister verkauft, in der Dorfstraße und im ‚Krugeler!‘ Wie oft habe ich Arbeiterfrauen, die in gesegneten Umständen waren, nach Kirschen Verlangen hatten und nicht wußten, ob sie ihnen zuträglich seien, mit meiner zehn- oder zwölfjährigen Lebenserfahrung und Weisheit versichert, Kirschen seien sehr gesund! Ich habe erst später begriffen, warum sie jeweilen so selig lächelten. Später wurde ich, wie Sie wissen, Lehrer am Technikum und ein paar Jahre nachher, 1890 und 1891, gelegentlicher Mitarbeiter am ‚Neuen Winterthurer Tagblatt,‘ das damals von meinem Studienkameraden Täuber redigiert wurde. Ich steuerte Theaterbesprechungen, Plaudereien, einen Aufsatz über Gottfried Kellers Sterbezimmer bei.<sup>1</sup> Sie sehen, es fehlt nicht ganz an Beziehungen; aber ob sich daraus etwas für Ihr Jahrbuch zusammenstiefeln läßt, ist doch sehr zweifelhaft. Auch ist meine Gesundheit seit einiger Zeit wieder brüchig. Also erwarten Sie einstweilen nichts; fällt mir etwas ein, so wird es mir ein Vergnügen sein, es Ihnen zu schicken.“ Sie wissen alle, daß Boshart dann etwas sehr Hübsches eingefallen ist; seine bereits erwähnte Skizze „Winterthur in meiner Jugenderinnerung“ zählt zu den Kleinodien unserer Jahrbücher.

Ende Oktober des letzten Jahres durfte ich Jakob Boshart in seiner Bergeinsamkeit zu Clavadel besuchen. Er hatte keinen guten Sommer hinter sich, mehr denn ein halbes Jahr war er

---

<sup>1</sup> Er erschien ohne Angabe des Verfassers zur ersten Wiederkehr von Kellers Todestag im „Neuen Winterthurer Tagblatt“ vom 15. Juli 1891 und trägt den Titel „Ein Gang durch Gottfried Kellers Wohnung.“

an seine Wohnung, oft ans Bett gefesselt gewesen. Aber von seinen Lippen kam keine Klage. Seine ungebrochene männliche Willenskraft hatte ihn über sich selbst und seine Krankheit emporgehoben; um so wärmere Anteilnahme, um so wohlthuenderes Verständnis brachte er allem Menschlichen und Künstlerischen entgegen, von dem ihm seine Besucher berichteten, und jeder hat wohl getröstet und innerlich gekräftigt sein gastliches Haus verlassen. Unvergeßlich wird mir der gütige, ich möchte sagen verklärte Blick seiner Augen bleiben; ich hatte das Gefühl, daß nur Menschen, die sich völlig vom Irdischen gelöst haben und es zugleich warm und verzeihend begreifen, so blicken können, Menschen, deren Psyche in ätherischen Auen wandelt, wenn auch ihr Körper im Banne des Leidens steht. Die Redensart „Der Tod sendet seine Schatten voraus“ findet wahrlich auf Jakob Boshart keine Anwendung; mir scheint, er habe ihm vielmehr seinen versöhnenden Frieden voraus verkündet. Denn die Worte „Durch Schmerzen empor,“ die er über eines seiner Bücher gesetzt, waren in seinem Dasein Ereignis geworden. Die schweren Kämpfe, die ihm das harte Leben auferlegt, hatte er siegreich bestanden und die Bitterkeit der Entsagung niedergestritten, und diese hatte sich in die Harmonie der Seele gewandelt, die als der Sterblichen höchstes Ziel nur den Besten zuteil wird.

In dem Gedicht „Nächtliches Ringen“ reichte Jakob Boshart einst<sup>1</sup> Adolf Frey diese Palme; aber mich will bedünken, er habe in den Versen zugleich das starke Lied seines eigenen Lebens gesungen:

Durch die Bergnacht  
Gröhlt das Wetter,  
Blitze blenden,  
Und Donner dröhnen,

---

<sup>1</sup> Vgl. Adolf Frey=Buch, herausgegeben von Carl Friedrich Wiegand, Zürich und Leipzig 1920, Seite 141 f.

Felsenwände  
Krachen wie schwache  
Planken zusammen.  
Hagelschauer  
Umpeitschen die Kuppen,  
Gletscherschlünde  
Lechzen nach Blitzen  
Und schreien ins Dunkel.  
Die Felsenspitzen  
Zerschneiden die Stürme,  
Zerfetzen die Wolken,  
Zerspellen den Donner.  
Lärchen und Arven  
Stöhnen in Nöten.  
Erschrocken verstummt  
In dem Aufruhr der Eisbach.  
Der Morgen erglänzt.  
Auf Graten und Gletschern  
Glitzert die Sonne.  
Die Matte dehnt sich im Licht,  
Und träumerisch wiegt sich der Wald.  
Die Menschen erwachen im Tale,  
Sie schaun nach den blendenden Höhen,  
Den sonndurchwobenen Wolken  
Und freuen sich still ihrer Klarheit.  
Nur wenige ahnen, wie mächtig der Berg  
Im Dunkel die Nacht lang gerungen.

